

Johann Adolf Friedrich Gentzkow von

Betrachtungen über den Zweck des menschlichen Daseyns,

Bützow: Wismar: Berger u. Boedner, 1769

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn835387844>

Druck Freier  Zugang





287

I. m. - 3911.

1^a. / 4.



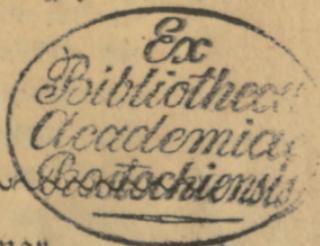
Betrachtungen
über den Zweck
des
menschlichen Daseyns,

von

J. A. F. von Genskow,
Herzogl. Mecklenburgischen Oberkammerjuncker,
Erbherrn zu Dewitz.

So man, who here seems principal alone,
Perhaps acts second to some sphere unknown,
Touches some wheel, or verges to some gole;
'Tis but a part we see, and not a whole.

Pope's Essay on Man.



Bülow und Wismar,
bey Joh. Andr. Berger und Jac. Boedner,

1769.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as a mirror image.

Handwritten text, likely a subtitle or author name, appearing as a mirror image.

Large handwritten text, possibly a title, appearing as a mirror image.

Handwritten text, possibly a date or location, appearing as a mirror image.

Handwritten text, possibly a description or notes, appearing as a mirror image.



Handwritten text, possibly a signature or date, appearing as a mirror image.

Handwritten text, possibly a signature or date, appearing as a mirror image.



Wenn ich den großen Haufen
der Menschen, dieser mei-
ner Mitgefährten auf der
Reise zum Grabe, ansehe,
so finde ich eine Gesellschaft auf einem
rauen und gefährlichen Wege versamm-
let, welcher nach einer unbekanntem Ge-
gend führet. Täglich verlieren sich ei-
nige Wanderer aus unserm Gesichte, die
wir niemals wieder sehen. Täglich er-
scheinen andre hinter uns, welche unsre
kaum verlassene Fußtapfen schon wieder
betreten. Keiner aber ist sich des Ortes
bewußt, von welchem wir ausgegangen
sind, und keiner weis, wohin wir gehen.

A 2

Eine

Eine große Strecke des Weges ist bereits zurückgeleget, ehe wir gewahr werden, daß wir auf der Reise sind. Die Morgennebel der Kindheit verhüllen unsern Eintritt in die Welt. Die ersten Gegenstände schleichen in Dämmerung vorüber, und lassen nur dunkle Begriffe in uns zurück. Nach und nach entwickeln sich die Ideen und werden deutlicher. Unfre Sinnen werden von tausend Dingen gerühret, die wir unwissend anstarren. Jeder Vorwurf ziehet unfre unerfahrenen Blicke an sich, wir schweifen mit denselben hin und her. Alles ist uns neu. Wie ein Berauschter, den man, da ihn der Schlaf der Empfindung beraubte, in ein fremdes Haus gebracht, nicht weiß, wo er ist, noch wie er dahin gekommen, so sehen wir die Welt an, in die wir versetzt worden, ohne uns unsers vorhergehenden Zustandes bewußt zu seyn. Doch bald werden wir mit diesen Gegenständen bekannt, aber auch sogleich derselben

selben überdrüssig. Andre Objecte nähern sich unserm Gesichtskreise. Wir betrachten selbigen eine Zeitlang mit Vergnügen, und dann reizen uns auch diese nicht mehr. Unsrer Ungeduld ziehet uns bald wieder von ihnen ab auf neue Erscheinungen, welche sich unsrer unersättlichen Neugierde in endloser Aussicht darstellen. Der Schauplatz erweitert sich immer mehr und mehr, wir verlieren uns in seiner Größe, und verzweifeln, ihn jemals ganz zu übersehen. Endlich werden wir auch dieser Abwechslung gewohnt. Wir empfinden nichts mehr so lebhaft, wie vorhin, und die Neuigkeit selbst hört auf, neu zu seyn. Unsrer Sinnen werden stumpf; die ersten Eindrücke erlöschen; eine zweyte Dämmerung überfällt uns; einsam, von unsern Zeitverwandten verlassen, vollenden wir den Lauf unsrer Tage, der sich in trostloser Dunkelheit endiget; und ehe wir es uns versehen, hat uns die Nacht des Gra-

bes an einem unerwarteten Orte über-
raschet.

Mein Leben eilt — wie bald, o schnelle
Tage,

Entweicht ihr mit? ihr war't, und seyd
nicht mehr.

Vergebens ruft euch schmachtend meine
Klage

Aus des Vergangnen Tiefen wieder
her.

Es rinnt die Zeit mit stets verhängtem
Zügel

Zum ersten Meer der Ewigkeit herab.

Uns alle trägt der Jahre schneller
Flügel

Im Sturm dahin, bis an das stille
Grab.

Mit dem Tode hört unser sinnliches
Leben auf, wir werden wieder in den
Staub aufgelöset, aus welchem wir zusam-
mengesetzt sind. In kurzer Zeit ist keine
Spur unsers Daseyns mehr vorhanden.
Da wir also mit den Thieren hierinn ei-
nerley

nerley Schicksal haben, so fragt es sich, was der Zweck eines Lebens sey, dessen Dauer auf so wenige Jahre, ja wie es bey Kindern geschieht, öfters auf so wenige Augenblicke, eingeschränkt ist, davon noch überdies der größte Theil unempfinden dahin streichet, und das endlich sich in den allgemeinen Strom der Zeit verlieret, ohne jemals wiederzukehren? War es der höchsten Weisheit gemäß, uns flüchtige Bewohner des Erdballs mit so feinen Werkzeugen der Sinnen, mit einem so zarten Gefühle der Schönheit und Ordnung, davon die Natur das Bild unsrer Seele eingegraben hat. mit so erhabenen Kräften des Verstandes, der die Wahrheit liebet und suchet, ja noch mehr, mit himmlischen Trieben zur Tugend zu begaben; wenn alle diese wichtige, diese wesentliche Vorzüge, die wir vor andern minder edlen Geschöpfen voraus haben, mit dem Tode in ihr erstes Nichts zurückkehren sollten? Würden

wir in diesem Falle nicht unendlich glücklich seyn, wenn wir, des Bewußtseyns beraubt, den Thieren ähnlich geworden wären, welche ihren Endzweck erfüllen, ohne ihn zu kennen? Zwar die meisten Menschen sind ihnen hierinn nur allzu ähnlich. In sorgloser Unempfindlichkeit verschleudern sie ihre Tage, ohne sich um ihre wahre Bestimmung zu bekümmern. Das Vergangene war für sie vergeblich, und die Zukunft beynruhiget sie nicht. Sie leben nur in dem gegenwärtigen Augenblicke. Dieser scheint ihnen immer stille zu stehen, daher kommt er ihnen als eine Ewigkeit vor. Aber der Betrug wird endlich offenbar, wenn der leise Sand an der Uhr des Lebens abgelaufen ist. Wie furchtbar ist alsdenn die Frage: Mensch! warum hast du gelebet?

Es ist wohl der Mühe werth, sich auf eine Antwort gefaßt zu machen, ehe uns der Tod mit dieser Frage übereilt. Doch wie

wie wenig Menschen wissen solche zu beantworten? Der Ehrgeizige macht den Ruhm, der Wollüstling das Vergnügen, der Geizige seine Schätze, der Eitele seine Pracht, zum Zwecke seines Daseyns. Kann aber dieser wohl so verschieden seyn, und ist nicht vielmehr das menschliche Geschlecht nur zu einem und eben demselben Endzweck gemacht? Welches wird also wohl der wahre seyn? Wie lernen wir ihn kennen?

Unmöglich ist solcher in Dingen zu suchen, deren geringste Unvollkommenheit diese ist, daß sie aufhören, das ist, daß sie vergänglich sind. Entweder wir wurden ganz umsonst geschaffen; und wie stimmt dieses mit einer höchsten verständigen Ursache überein? oder es findet eine Absicht statt, wozu dieses Leben ein Mittel ist. Die bloße Vernunft kann hierinn nichts zuverlässiges bestimmen. Alle Lehrgebäude der Weltweisheit grün-

A 5 den

den sich auf Muthmaßungen, auf ein ungewisses Bielleicht.

Sehen wir die Dinge an, die uns umgeben, so scheineth es, als ob alles nur dazu gemacht sey, zu entstehen, ähnliche Dinge hervor zu bringen, und wiederum aufzuhören. Wir werden, wie Pope sagt, geboren:

just to look about us, and to die *).

Der Saame gebieth die Pflanze, diese den Saamen, und wird zu Staub. Der Frühling blühet, der Sommer reifet, der Winter zerstöret. So wechselt alles in einem unaufhörlichen Kreislauf ab. Nichts erhält sich beständig in einerley Lage. Das Ganze bleibt, nur die Theile erscheinen nach und nach in veränderten Gestalten. Nichts ist natürlicher, als hierbey auf den Zweifel zu gerathen; ob

*) Nur um uns zu sehen, und dann zu sterben.

Ob wir nicht vielleicht auch unter die kurzen Erscheinungen gehören, welche nach einem unvermeidlichen Schicksale in einem gewissen bestimmten Zeitpunkte hervor gebracht werden, wenn uns die Reihe der Existenz getroffen, die uns aus dem Nichts hervorrufet, um eine Zeitlang gleich den Sommervögeln herum zu flattern, um desgleichen zu zeugen, und dann wieder in ewige Unthätigkeit zu versinken?

Die Epikurer fielen daher auf den Irrthum eines blinden Ohngefährs. Aber dieser ist ungereimt und längst widerlegt.

Denn nein, kein Ohngefähr, das ohne
Absicht wählet,
Stimmt nach so weiser Harmonie
Die Welt, in der der Kräfte kleinste
nie
Den vorgeschriebnen Zweck verfehlet.

Es

Es kann dieser Irrthum nicht einmal für eine Hypothese gelten. Ein etwas, das nichts ist, kann nichts wirken. Es giebt nur eine allgemeine Ursache, durch welche alles ist, was ist. Aber wissen wir hierdurch, daß wir dieses erkennen, schon, warum etwas sey? Das höchste Wesen, welches wir Gott nennen, das die Welt in einer geheimnißvollen Stille beherrscht, hat den Plan, nach welchem es seine großen und unendlichen Absichten ausführet, für unsre kurzsichtige Augen verhüllet. Aufs höchste sehn wir nur die nächsten Endzwecke ein, die innerhalb unsers engen Gesichtskraisses liegen. Das Ende, wie der Anfang, verlieret sich in eine graufende Dunkelheit, welche die schärffsten Blicke, selbst eines Neutonischen Geistes nicht durchzudringen vermögend sind.

Wir finden in uns Kräfte von verschiedenen Art, Begierden, Triebe, Abscheu

scheu und Verlangen; wir treffen in uns
 Wünsche an, deren einige auf die Erfül-
 lung thierischer Bedürfnisse, andre auf
 moralische Vollkommenheiten, abzwecken.
 Wir haben angeborne Begriffe von dem
 was recht und edel, was unrecht und lasterhaft sey; von gewissen Pflichten, welche uns ein nothwendiges Gesetz aufleget; mit einem Worte: ein Gewissen, oder wie es andre nennen, ein moralisches Gefühl. Ohne diesem würde die Gesellschaft der Menschen ein gesegloser Haufe seyn, gleich den Thieren, welche die Wildnisse bevölkern. Da sich aber dennoch diese Pflichten, wenn ich die Verehrung des höchsten Wesens annehme, größtentheils nur auf die Erhaltung leiblicher Vollkommenheiten, z. E. auf unsre Sicherheit, Bequemlichkeit, Vergnügen, gesellschaftliche Hülfe und dergleichen, beziehen, so fraget sich abermal, ob wir aus dem Daseyn gewisser Pflichten, und überhaupt aus der moralischen

schen

schen Beschaffenheit des Menschen, auf einen künftigen Zustand schließen können; oder ob dieser nicht vielmehr eine betrügerische Hoffnung sey, welche uns unsre übertriebene Begierde nach Verlängerung unsers Daseyns einflößet?

Der Weltweise bemühet sich, dieses Räthsel aufzulösen, indem er uns auf die Vergeltung unsrer moralischen Handlungen verweist. Die Tugend, sagt er, wird in dieser Welt nicht allezeit belohnet, noch das Laster bestrafet; jene soll aber glücklich, und dieses unglücklich seyn. Solches muß also in einer andern Welt geschehen, wosern Gott gerecht und seinen Vollkommenheiten gemäß handeln will. Ich gebe zu, daß dieser Beweis eine überredende Kraft, und einen großen Grad der Wahrscheinlichkeit habe. Aber ist er denn deswegen schon apodiktisch wahr? Gibt es keine Tugend, als welche die Erwartung einer ewigen Belohnung wirkt.

wirklich macht, so müßten die Heiden gar keiner Tugend fähig gewesen seyn. Dieses wäre gleichwohl ein höchst ungerimter Satz. Wie viele Bewegungsgründe zu großen Handlungen, die die Nachwelt bewundert, hätten also die Helden des Alterthums entbehren müssen, die von keiner ewigen Vergeltung, wenigstens nichts zuverlässiges, wußten? Umsonst verachten wir also das Beyspiel eines Sokrats, eines Cicero, eines Titus, eines Aurels ic. Gleichwohl haben diese edlere Thaten verrichtet, als der größte Theil der Christen bey allen ihren erfreulichen Aussichten in eine ewige Glückseligkeit ausübet. Die Heiden waren tugendhaft, weil sie ihren Gewissensrieben folgten, und wer diesen folgt, verdienet diesen Namen, ohne Absicht der mit seiner Handlung verknüpften Belohnung. Man gedenke nicht, daß ich in diesem Satze dem Philosophen von Sans-Souci beypflichte, welcher behauptet, daß wir

wir die Tugend um ihrer innern Schönheit willen lieben und ausüben müßten. Diese ist nicht der Grund unsrer Verbindlichkeit. Wie wenn wir nun nicht alle ein gleiches Gefühl der Schönheit hätten, sind wir dieserhalb weniger zu tugendhaften Handlungen verpflichtet? Nein, diese Verpflichtung ist allgemein, und keiner ist davon ausgenommen. Wir sind von Natur der Macht eines höchsten freyen Wesens unterworfen, welches von uns fordern kann, was es will. Unfre Abhänglichkeit ist der einzige, der gewisste und der beständigste Grund aller unsrer Verbindlichkeit, welche nichts von ihrer Kraft verlieret, wenn uns gleich keine ewige Glückseligkeit versprochen wäre. Gesezt aber auch, Gott müßte nach seiner unendlichen Güte die Tugend endlich glücklich machen; wie ich denn diesem tröstlichen Sake von Herzen beypflichte; so ist dadurch noch nicht entschieden, daß solches nothwendig in einem andern Leben gescheh

geschehen müsse. Es kann ein Mensch tugendhaft und unglücklich, und ein anderer lasterhaft und glücklich scheinen, da doch jener in der That glücklich, und dieser wirklich unglücklich ist. Denn was ist die menschliche Glückseligkeit? Eine Lust von flüchtiger Dauer! ein Wort! ein Ton! eine Idee! ein Bild im Kopfe und eine Quaal im Herzen der Menschen.

Was ist das Glück der Welt, was send
ihr flüchtigen Freuden?

Ein ew'ger Irrthum stets zu spät von uns
erkannt,

Zu bald nur sehn wir euch auf schnellen
Flügeln scheiden

Raum da euch noch der Sinn, eh' euch
das Herz empfand.

Es kommt hiebey alles wiederum auf den höchst schwankenden und unbestimmten Begriff von der wahren Glückseligkeit an, welcher einem Maale gleichet, nach dem beständig gezielet wird, ohne es jemalen

B

zu

zu treffen. Wenn es wahr ist, daß in der Erfüllung unserer Pflichten, in der gelassenen Ruhe des Gemüths, das sich seines innern Werths bewußt ist, und in dem stillen Beyfall seines eignen Herzens das einzige Vergnügen bestehet, welches einigermaßen den Namen der Glückseligkeit hienieden verdienet, und findet diese unter allen Umständen des Lebens statt, so kann auch ein Tugendhafter bey allen Leiden dieser vorübereilenden Tage glücklich seyn.

Integer vitae scelerisque purus &c.

HORAT.

Eben so verhält es sich umgekehrt mit dem Lasterhaften. Diesen verfolgen Schaam, Unruhe, Reue und Gewissensangst. Er ist also bey allen seinen äußerlichen Vorthellen in der That nur unglücklich. Noch mehrere Schwierigkeiten entstehen bey dieser Art zu schließen, aus der Zweydeutigkeit und Unvollkommenen.

menheit der menschlichen Tugenden. Kenneten wir den Grund des moralischen Charakters eines jeden Menschen und unserer selbst, so wie ihn der erkennet, der das Innerste des Herzens erforschet, so würden wir zu unserer großen Demüthigung gewahr werden, daß der, welchen wir für einen tugendhaften gehalten, öfters nur den Schein davon habe; und daß derjenige, den wir als einen Bösewicht verdammen, noch manche gute Eigenschaft besitze, welche seinen Lastern die Waage hält. Der Mensch ist überhaupt nur gar zu sehr von sich selbst unterschieden. Wir sind uns nicht zu allen Zeiten ähnlich. Ja es scheint fast, daß der Mensch zwei Seelen habe, davon die eine durchaus gut, die andere aber durchaus böse sey. Nachdem wechselsweise die eine oder die andere die Oberhand hat, nachdem handelt der Mensch gut oder böse. Wie soll man ihn beurtheilen? Etwa nach derjenigen, die zuletzt sieget,

B 2

oder

oder nach der, welche am längsten geherrschet? Beides ist gleich gefährlich.

Es gehet diesem Beweise so, wie allen, welche aus der Vollkommenheit Gottes hergeleitet werden. Wir kennen sie wenig von dem unergründlichen Wesen Gottes; unsere Einschränkung ist so groß, daß man nicht Behutsamkeit genug anwenden kann, demselben etwas zuzuschreiben oder abzusprechen, ohne in gefährliche Sätze zu gerathen. Vielleicht, darf ich diese Hypothese wagen? Kann Gott unsere Vernichtung wollen. Vielleicht will er sie auch wirklich. Vielleicht sind wir nicht bestimmt die Stufe zu übersteigen, welche wir in der allgemeinen Reihe der Dinge einnehmen. Vielleicht hat Pope den Menschen ganz recht beschrieben, wenn er sagt:

— in the scale of life and sense, tis plain,
There must be, *some where*, such a rank,
as Man;

And

And all the question (wrangle e're to
long)

Is only this, if God has plac'd him
wrong?

Vielleicht sind wir nur untergeordnete Mittel eines höhern Endzweckes, den wir nicht kennen, so wie uns andere wieder untergeordnet sind. Ich finde in allen diesem keinen offenbaren Widerspruch. Wenigstens läßt sich die Sache so geben, und ich sehe nicht ein, daß die Vollkommenheit Gottes unsere ewige Dauer absolut nothwendig mache; indem es sonst auch folgen müßte, daß Gott nichts vernichten könne, was er einmal hervorgebracht. Dieses aber hat noch niemand sich einfallen lassen im Ernst zu behaupten.

Aus dem Verlangen nach einer ewigen Dauer, welches einige als einen Beweisgrund für die Unsterblichkeit der Seele angeben, folget eben so wenig die Wirklichkeit eines künftigen Zustandes. Alle

B 3

beseelte

beseelte Geschöpfe streben ihr Daseyn zu verlängern, und selbst diesen Trieb haben wir mit den Thieren gemein, nur mit dem Unterschiede, daß diese mehr mechanisch und wir mehr nach Vorstellung handeln. Glaubt man aber, daß die Thiere mit dem Tode aufhören, welche Frage man eben so wenig mit entscheidender Gewißheit beantworten kann, so kann dieser Trieb für die Fortdauer nach unserm Tode nichts beweisen. Es folget auch so wenig aus dem Daseyn eines Triebes die Erfüllung desselben, so wenig man aus der unersättlichen Haabsucht eines Geizigen schließen kann, daß dieselbe wirklich einmal werde befriediget werden. Man untersuche alle unsere Triebe, gehen sie nicht alle weit über ihr Objekt hinaus? Gott pflanzte der Seele eine Begierde nach Beyfall ein, daß uns diese zu Ausrichtung löblicher Handlungen antreiben sollte. Aber wie verkehrt wendet der Ruhmsüchtige solche an! Je mehr

mehr er Beyfall erlanget, je hitziger wird er in Verfolgung seines Phantoms. Der glückliche Fortgang legt ihm nur neue Arbeiten auf; er jagt einem Schattensbilde nach; und was ist es anders, das ihn berücket, als eben dieses Verlangen nach einer eingebildeten Unsterblichkeit. So schmachtet der Wollüstling immer nach neuen Ergötzungen; so sinnt der läppische Kleidernarr immer auf neuen Pracht.

Wenn demnach die Seele wirklich unsterblich ist, wie denn daran aus besondern Gründen nicht zu zweifeln, so ist solches gänzlich eine Wirkung der freyen Wahl des höchsten Wesens. Diese kann die sich selbst gelassene Vernunft nicht erkennen; wir müssen also den Grund, aus welchem ein künftiger Zustand sich erwarten läffet, irgendwo anders, als in dem Zusammenhange der Dinge suchen. Aus diesem aber folget nichts weiter, als daß

B 4

wir

wir zu einem uns unbefannten Zwecke be-
stimmet sind. Hat uns Gott diesen Leh-
ren wollen, so hat er andre Mittel ge-
brauchen müssen, dadurch sein Wille be-
kannt würde.

Wo anders werden wir diesen Unter-
richt finden, als in der geheiligten Offen-
barung? Diese ist es allein, die die Men-
schen ihre hohe Bestimmung gelehret hat,
die unsere Hoffnung erweitert, und die
Erwartungen gewiß macht, die uns so
angenehm, oder auch so natürlich sind.
Nunmehr läßt sich das Verlangen nach
der Unsterblichkeit erklären, es ist nicht
mehr eine Ausschweifung oder ein Miß-
brauch unseres angeborenen Triebes nach
Vollkommenheit. Wie nothwendig und
verehrungswürdig ist demnach nicht die
göttliche Religion? Nun erscheint sie erst
in ihrer ganzen Würde. Diese erhabene
Lehrerin, welche uns anweist für die
Ewigkeit zu leben! So ist denn dieses Le-
ben,

ben, nur als die Kindheit unsers wahren
Daseyns anzusehen.

Mein Schicksal wird nur angefangen,
Hier wo das Leben mir in Däm-
mung aufgegangen
Bereitet sich mein Geist zu lichtern
Tagen vor,
Und murre nicht wider den, der mich
zum Staub erkohr,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert nur
verschiebet.

Uz.

Ist aber eine ewige und unvermischte
Glückseligkeit der wahre Zweck unsers Le-
bens, warum sind wir in einen Zustand
versezt, wo wir die größte Gefahr laufen,
sie zu verlieren? Warum war es nöthig,
uns in einer Welt geboren werden zu las-
sen, wo das Leben ein Sklave des Elen-
des und der Tod ein König der Schrecken
ist? Ich gerathe hiebey auf Zweifel,
welche mir unauflöslich scheinen. Sollen wir

B 5

wir

wir aber die kurze, die dahin fahrende Dauer unsers Daseyns dazu anwenden, um uns zu jenem glücklichern Aufenthalte der Unsterblichen vorzubereiten, o wie vergeblich sind denn die meisten Bemühungen der Menschen? die wenigsten sind sich kaum dieses Zweckes bewusst. Der größte Haufe lebt, als ob er nur für diese Welt geschaffen sey. Kaum läßt sie die tägliche, ja stündliche Erfahrung der Sterblichkeit ihrer Zeitgenossen an den Augenblick denken, da nun diese Reihe auch sie treffen wird. Die Zerstreuung der Geschäfte, die Sorge für ihren irdischen Unterhalt, (und in der That raubt uns diese Sorge, so wie die meisten häuslichen Pflichten, den größten Theil unsers Lebens), ersticken in ihnen den Gedanken des Todes, welcher ihnen allezeit ungelegen kommt, und den sie sich als einen ungebetenen Gast bald vom Halse zu schaffen wissen. Sie hören nicht auf Entwürfe zu machen, und ihre Hoff-

Hoffnungen dem täuschenden Glücke anzuvertrauen, ob es sie gleich immer betrieget, bis endlich der Tod, ein unerbittlicher Gläubiger, seinen Tribut fordert, und sich mit ihrem Leben bezahlen läßet. Vielleicht fordert er ihn auch bald von dir, der du ihn izt noch ferne glaubst, vielleicht hat er schon den Fuß über die Schwelle gesetzt, um dich auf ewig aus der Wohnung der Lebendigen zu stoßen. Was werden alsdenn deine chimärischen Träume der Glückseligkeit seyn, o Mensch, mit denen du deiner Einbildungskraft bis zum letzten Hauch deines Lebens geschmeichelt hast?

O dann entweichen sie, die dich so oft
betrogen,
Die Träume denen du so hitzig nach-
geflogen,
Auf ewig stehst du sie aus dem Gedächtniß flieh,
Ruhm, Reichthum, Schönheit, Pracht
und alles ist dahin.

Wird

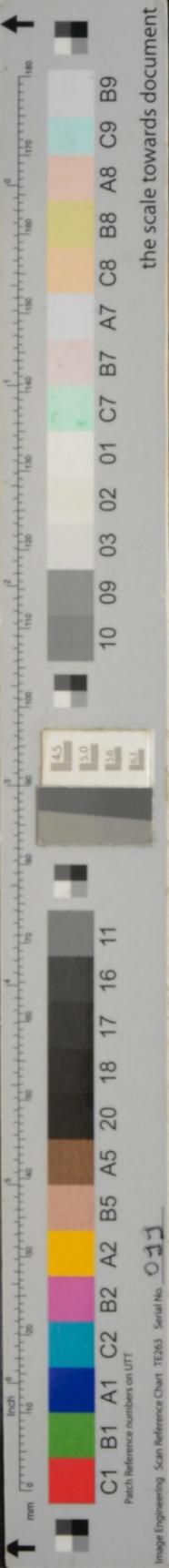
Wird dich auch nur ein Schatten davon
jenseits des Grabes begleiten? Nein —
sie verschwinden, wie du selbst in kurzer
Zeit verschwinden wirst. Der unauf-
haltsame Strom der Vergessenheit rauscht
hinter dir her, und begräbt dich mit al-
len deinen stolzen Entwürfen in einen
ewigen Schlummer. Die unbekante
Hand, welche den Vorhang des Lebens
für dich aufgezogen, ist schon gestreckt,
ihn, und ach! wer weis wie bald, wieder
fallen zu lassen. Er sinkt, das Schau-
spiel hat ein Ende, die Fackel des Tages
verlischt, und die Nacht, die furchtbare
Nacht der Ewigkeit erwartet
deiner.

E N D E.



2
je
fi
2
h
h
le
e
s
f
h
f
f
v





the scale towards document

henden Glücke an-
ie gleich immer be-
Tod, ein unerbitt-
nen Tribut fordert,
eben bezahlen läffet.
n auch bald von dir,
ferne glaubst, viel-
den Fuß über die
dich auf ewig aus-
wendigen zu stoßen.
deine chimärischen
heit seyn, o Mensch,
Einbildungskraft bis
nes Lebens geschmei-

n sie, die dich so oft
etrogen,
en du so hitzig nach-
efflogen,
du sie aus dem Ges-
ächtniß fliehn,
n, Schönheit, Pracht
nd alles ist dahin.

Wird